

Kontextualistische Wissenstheorien

Erik Stei (Uni Bonn)

doi.org/10.1007/978-3-476-04632-1_9

1. Die Kontextabhängigkeit von Wissenszuschreibungen

Epistemischen Kontextualisten zufolge sind Wissenszuschreibungen – Aussagen der Form ‚S weiß, dass p‘ oder ‚S weiß nicht, dass p‘ (in denen ‚S‘ für ein epistemisches Subjekt und ‚p‘ für eine Proposition stehen) – auf eine bestimmte Weise kontextabhängig.

Die gängigste Variante des Epistemischen Kontextualismus (EK), die meist als Zuschreiberkontextualismus (attributor contextualism) oder als konversationaler Kontextualismus (conversational contextualism) bezeichnet wird, versteht diese Kontextabhängigkeit in semantischer Hinsicht: Die Bedeutung des Ausdrucks ‚wissen‘, so die zentrale These, hängt von den epistemischen Standards des Äußerungskontexts ab. Je nachdem, in welchem Kontext eine bestimmte Wissenszuschreibung geäußert wird, kann sie demnach unterschiedliche Sachverhalte ausdrücken. Etwas konkreter können selbst Äußerungen, die demselben Subjekt zu demselben Zeitpunkt Wissen von derselben Proposition zuschreiben in verschiedenen Kontexten unterschiedliche Bedeutungen haben, sofern in diesen Kontexten unterschiedliche epistemische Standards gelten.

Diese auf den ersten Blick überraschende These ermöglicht es Kontextualisten, elegante Analysen einer ganzen Reihe philosophischer Probleme zu formulieren, die im Wesentlichen alle auf einem gemeinsamen Punkt beruhen: der Kontextabhängigkeit des Verbs ‚wissen‘. Der Zuschreibungskontextualismus wird üblicherweise anhand von alltagssprachlichen Wissenszuschreibungen motiviert, die in fiktive Szenarien eingebettet werden. Exemplarisch lässt sich hier Stewart Cohens *Flughafenbeispiel* (Cohen 1999, 58) anführen:

Mary and John are at the L.A. airport contemplating taking a certain flight to New York. They want to know whether the flight has a layover in Chicago. They overhear someone ask a passenger Smith if he knows whether the flight stops in Chicago. Smith looks at the flight itinerary he got from the travel agent and responds, ‚Yes I know – it does stop in Chicago.‘

In einem Fall wie diesem scheint es, aus einer intuitiven und vortheoretischen Sichtweise, zunächst vollkommen unproblematisch, dass Smith sich Wissen zuschreibt. Die kleine Geschichte geht allerdings weiter:

It turns out that Mary and John have a very important business contact they have to make at the Chicago airport. Mary says, ‚How reliable is that itinerary? It could contain a misprint. They could have changed the schedule at the last minute.‘ Mary and John agree that Smith doesn’t really know that the plane will stop in Chicago. They decide to check with the airline agent.

Obwohl sich an Smiths epistemischer Situation nichts ändert, also beispielsweise weder neue Evidenzen hinzugewonnen werden noch alte sich als falsch erweisen, scheint – wiederum auf vortheoretischer Basis – Marys und Johns Ablehnung, dass Smith wisse, richtig zu sein. Mary geht offenbar davon aus, dass Smith nicht in der Lage ist zu wissen, dass sein Flugplan keinen Druckfehler enthält oder dass der Flugplan nicht in letzter Minute geändert wurde. Deshalb bestreitet sie, dass Smith weiß, dass das Flugzeug in Chicago zwischenlandet. Gemeinsam sind diese Urteile jedoch *prima facie* problematisch. Wenn Smith sich zu beiden Zuschreibungszeitpunkten in der gleichen epistemischen Situation befindet (wovon wir hier ausgehen wollen), scheint plausibel, dass er entweder in beiden Fällen weiß, dass das Flugzeug in Chicago zwischenlandet oder dies in beiden Fällen nicht weiß. Die Situation lässt sich als Trilemma auffassen: Für sich genommen ist jeder der drei folgenden Sätze plausibel und doch können sie nicht gemeinsam wahr sein.

- (1) Smith weiß, dass das Flugzeug in Chicago zwischenlandet.
- (2) Wenn Smith weiß, dass das Flugzeug in Chicago zwischenlandet, dann ist er auch in der Lage zu wissen, dass der Flugplan nicht in letzter Minute geändert wurde.
- (3) Smith ist nicht in der Lage zu wissen, dass der Flugplan nicht in letzter Minute geändert wurde.

Das Trilemma lässt sich verallgemeinern. Nehmen wir an AH stehe für eine beliebige alltägliche Hypothese, etwa wie in (1), dass das Flugzeug in Chicago landet. Nehmen wir weiter an, SH stehe für eine beliebige skeptische Hypothese, die konträr zu der beliebig gewählten Hypothese AH ist – dass also nicht beide gleichzeitig wahr sein können. In Frage kämen in unserem Fall beispielsweise die moderate skeptische Hypothese in (3), dass der Flugplan in letzter Minute geändert wurde. Das allgemeine Zuschreibungstrilemma stellt sich somit wie folgt dar:

- (4) S weiß, dass AH.

- (5) Wenn S weiß, dass AH, dann ist S auch in der Lage zu wissen, dass nicht-SH.
- (6) S ist nicht in der Lage zu wissen, dass nicht-SH.

In Satz (4) wird S Wissen der alltäglichen Hypothese zugeschrieben, in Satz (5) wird behauptet, dass wenn S die alltägliche Hypothese weiß, sie somit auch in der Lage ist zu wissen, dass die skeptische Hypothese nicht gilt (bzw., dass sie in der Lage ist, die Negation der skeptischen Hypothese zu wissen). Das bedeutet noch nicht, dass S auch tatsächlich weiß, dass nicht-SH. Vielleicht ist S der Folgerungszusammenhang in dem fraglichen Moment nicht bewusst. ‚In der Lage sein zu wissen‘ bedeutet: Wenn S den Zusammenhang sieht, dann weiß S auch, dass nicht-SH (vgl. Williamson 2000, 95). In (6), wird schließlich bestritten, dass S in der Lage ist, die Negation der skeptischen Hypothese zu wissen.

Es bieten sich zunächst drei Reaktionen auf das Trilemma an. Man akzeptiert (5) und (6) und schließt aussagenlogisch auf die Falschheit von (4), also darauf, dass S nicht weiß, dass AH (Ich gehe hier davon aus, dass diese Formulierung äquivalent zu ‚Es ist nicht der Fall, dass S weiß, dass AH‘ ist). Dies ist die Konklusion, die Mary in Cohens Flughafenbeispiel zieht. Nennen wir dies die skeptische Reaktion auf das Trilemma.

Weiterhin kann man (4) und (5) akzeptieren und aussagenlogisch auf die Falschheit von (6) schließen, also darauf, dass S weiß, dass nicht-SH. Nennen wir dies, in Anspielung an G.E. Moores berühmte Antwort auf die skeptische Herausforderung, die Mooreanische Reaktion auf das Trilemma.

Schließlich kann man (4) und (6) akzeptieren, aber den in (5) behaupteten Folgerungszusammenhang bestreiten. Diese Antwort hat weitreichende Konsequenzen, da die Verneinung von (5) auf ein Gegenbeispiel zu dem weithin akzeptierten Prinzip der Abgeschlossenheit von Wissen unter gewusster Implikation hinausläuft. Dieses Abgeschlossenheitsprinzip besagt in seiner prominentesten Formulierung, dass immer dann, wenn S weiß, dass p, und S weiß, dass p q impliziert, S somit auch weiß, dass q. Erkenntnistheoretiker sind sich darin einig, dass es wünschenswert ist, dieses Prinzip beizubehalten, da andererseits nicht mehr garantiert ist, dass kompetente Deduktion eine Methode der Wissensgewinnung ist. Darüber hinaus scheint seine Bestreitung uns auf „scheußlichen Konjunktionen“ (DeRose 1995, 27) zu verpflichten: ‚Auch wenn ich nicht weiß, dass ich kein (handloses) Gehirn im Tank bin, weiß ich, dass ich Hände habe‘. Es gibt allerdings Erkenntnistheoretiker (z.B. Dretske 1970 oder Nozick 1981), die der Meinung sind, dass die Kosten des Prinzips höher seien als sein Nutzen und es daher abgelehnt werden müsse. Nennen wir dies die abgeschlossenheitskritische Reaktion auf das Trilemma.

Kontextualisten sind mit keiner dieser Alternativen zufrieden. Während die skeptische Reaktion auf das Trilemma dem alltäglichen Gebrauch des Verbs ‚wissen‘ widerspricht, demzufolge wir viele Dinge wissen, scheint die Mooreanische Reaktion die Bedenken des Skeptikers nicht ernst genug zu nehmen. Die abgeschlossenheitskritische Reaktion halten Kontextualisten für unnötig radikal, da sie mithilfe der richtigen, kontextualistischen, Theorie vermieden werden kann.

Die genannten drei Strategien sind allesamt *invariantistisch* veranlagt. Das bedeutet, dass sie davon ausgehen, dass der Beitrag des Ausdrucks ‚wissen‘ zur Bedeutung der Wissenszuschreibung kontextunabhängig, also semantisch invariant ist. Die kontextualistische Reaktion auf das Trilemma bestreitet eben diese invariantistische Annahme. Die Plausibilität von Sätzen wie (4) bis (6) kann, Kontextualisten zufolge, auf unterschiedliche Bedeutungen des Verbs ‚wissen‘ zurückgeführt werden. In einem alltäglichen Kontext, in dem niedrige epistemische Standards gelten, wird durch ‚wissen‘ eine andere Relation ausgedrückt als in einem skeptischen Kontext mit strengeren epistemischen Standards. (4) könnte somit in alltäglichen Kontexten wahr sein, ebenso wie (6) in skeptischen Kontexten wahr sein könnte. Macht man die Kontextabhängigkeit von ‚wissen‘ explizit, etwa durch die Verwendung von Subskripten, löst sich das vermeintliche Trilemma auf. Es ist möglich, dass S weiß_N, dass AH, dass aber S nicht weiß_H, dass nicht-SH. Erkennt man einmal an, dass es unterschiedliche Wissensrelationen gibt, dann ergibt sich, so die kontextualistische Argumentation, schnell, dass auch das Abgeschlossenheitsprinzip kontextualisiert werden muss. Das Zuschreibungstrilemma beruht somit auf einer Äquivokation. Löst man diese auf, verschwindet auch das Trilemma. Die richtige Lesart der Sätze (4) bis (6) wäre dann die folgende:

- (4') S weiß_N, dass AH.
- (5') Wenn S weiß_C, dass AH, dann ist S auch in der Lage zu wissen_C, dass nicht-SH.
- (6') S ist nicht in der Lage zu wissen_H, nicht-SH.

Egal ob man das Subskript ‚C‘ in (5') durch ‚N‘ oder durch ‚H‘ ersetzt, können dennoch alle drei Sätze (4') bis (6') gleichzeitig wahr sein. Es scheint also als könne der Kontextualismus die Vorteile der konkurrierenden Reaktionen auf das Trilemma übernehmen, aber ihre Nachteile vermeiden.

Der Zuschreibungskontextualismus ist nicht die einzige kontextualistische Position in der Erkenntnistheorie. Andere Varianten des epistemischen Kontextualismus werden beispielsweise von David Annis (1978) oder von Michael Williams (1991) vertreten. Sie zeichnen sich im Allgemeinen dadurch aus, dass sie substantiellere Thesen über die Natur von Wissen oder Rechtfertigung beinhalten und auch ein entsprechend reicheres Verständnis von Kontext mit sich bringen als Zuschreibungskontextualisten. Abgesehen davon ist sowohl bei Williams als auch bei Annis der Fokus auf den Zuschreiber weit weniger klar als bei Zuschreibungskontextualisten. Ihre Positionen sind damit auch nicht eindeutig gegen Subjekt-sensitive Positionen (siehe Abschnitt 6) abzugrenzen. Da in der heutigen Diskussion unter dem Begriff ‚Epistemischer Kontextualismus‘ praktisch ausnahmslos der Zuschreibungskontextualismus verstanden wird, werde ich meine Diskussion im Folgenden auf diese Form beschränken.

2. Die semantische These des Epistemischen Kontextualismus

Die Theorienfamilie des epistemischen Kontextualismus zeichnet sich vor allem durch die bereits genannte semantische Kernthese aus, der zufolge die Bedeutung des Ausdrucks ‚wissen‘ zumindest teilweise vom Äußerungskontext abhängt. Eine weitere These besagt, dass es verschiedene epistemische Standards gibt, von denen keiner gegenüber den anderen privilegiert ist. Es ist umstritten, ob diese These genuin epistemischer Natur ist, ob sie also tatsächlich etwas über die Natur epistemischer Begriffe wie *Rechtfertigung* oder *Wissen* aussagen soll, oder ob sie nicht vielmehr eine These über den *Gebrauch* des Wissensbegriffs ist. Unstrittig ist aber, dass die theoretische Implementierung der These von der Vielzahl gleichberechtigter epistemischer Standards üblicherweise vor dem Hintergrund einer substantiellen Theorie des Wissens oder der Rechtfertigung erfolgt. Verschiedene Varianten des Zuschreibungskontextualismus lassen sich daran unterscheiden, wie sie die genannten Thesen präzisieren.

Wir hatten festgehalten, dass Kontextualisten davon ausgehen, dass die *Bedeutung* von Wissenszuschreibungen kontextabhängig ist. Etwas genauer besagt die These, dass der semantische Gehalt des Ausdrucks ‚wissen‘ von den epistemischen Standards des Äußerungskontexts abhängt. Verändern sich die Standards, verändert sich auch der semantische Gehalt von ‚wissen‘ und somit auch die durch eine vollständige Wissenszuschreibung ausgedrückte Proposition.

Das Verb ‚wissen‘ stünde somit in einer Reihe mit anderen kontextabhängigen Ausdrücken wie ‚ich‘, ‚dies‘, ‚groß‘ oder ‚nahegelegen‘, deren semantischer Gehalt in ganz ähnlicher

Weise vom Äußerungskontext abhängt, nämlich von Faktoren wie dem Sprecher, der Zeit oder dem Ort des Kontexts, aber möglicherweise auch von den Intentionen des Sprechers oder salienten Vergleichsklassen.

Kontextualisten greifen bei der Formulierung ihrer These auf wohl etablierte sprachphilosophische Ansätze zur Kontextabhängigkeit zurück. Cohen betont: „[T]he theory I wish to defend construes ‚knowledge‘ as an indexical“ (Cohen 1988, 97) und spielt damit auf David Kaplans (1989) *Character/Content*-Unterscheidung an, die DeRose in seiner Diskussion typischer kontextualistische Fallbeispiele explizit heranzieht: „While ‚know‘ is being used with the same *character*, it is *not* being used with the same *content*. Or so the contextualist will claim“ (DeRose 1992, 921).

Der *Character* entspricht der sprachlichen Bedeutung eines Ausdrucks in Form konventioneller Regeln. Diese Form der Bedeutung kann als das Wissens kompetenter Sprecher über diesen Ausdruck verstanden werden. Der *Content* entspricht der wahrheitskonditionalen Bedeutung eines Ausdrucks, also dem, was heute üblicherweise Proposition genannt wird.

Während kontextunabhängige Ausdrücke in jedem Äußerungskontext denselben Content ausdrücken, kann der Content von kontextabhängigen Ausdrücken – Kaplan bezeichnet diese als ‚indexicals‘ (Kaplan 1989, 506) – mit bestimmten kontextuellen Faktoren variieren. Beispielsweise benötigt man, um den Content von ‚ich‘ zu bestimmen, neben dem Character auch Informationen über den Äußerungskontext, nämlich wer die Sprecherin oder der Sprecher ist.

Ohne auf die formalen Details einzugehen kann so bereits erklärt werden in welcher Hinsicht verschiedene Äußerungen von ‚Ich habe Hunger‘ dasselbe bedeuten, nämlich insofern sie denselben Character haben: die Sprecherin oder der Sprecher ist hungrig. So kann aber auch erklärt werden, in welcher Hinsicht verschiedene Äußerungen von ‚Ich habe Hunger‘ Unterschiedliches bedeuten, nämlich dann, wenn sie nicht denselben Content haben. Der relevante kontextuelle Faktor ist hier natürlich wieder die Sprecherin oder der Sprecher: In einem Kontext, in dem ich ‚Ich habe Hunger‘ äußere wird dadurch ein anderer Content ausgedrückt als in einem Kontext, in dem Sie ‚Ich habe Hunger‘ äußern. Und es liegt auf der Hand, dass der eine Content eine andere Extension haben kann als der andere – im Fall von Sätzen also einen anderen Wahrheitswert.

Es dürfte nun auch klar werden, warum dieses Modell für Kontextualisten interessant ist. Wäre ‚wissen‘ tatsächlich ein Indexical, ergäbe sich unmittelbar eine elegante

sprachphilosophische Basis für die kontextualistische Reaktion auf das Zuschreibungstrilemma. DeRose bringt diese Überlegungen auf den Punkt:

„[T]he ‚character‘ of ‚S knows that p‘ is, roughly, that S has a true belief that p and is in a *good enough* epistemic position with respect to p; this remains constant from attribution to attribution. What the context fixes in determining the ‚content‘ of a knowledge attribution is how good an epistemic position S must be in to count as knowing that p“ (DeRose 1992, 922).

Kontextualistische Ansätze unterscheiden sich in Hinblick darauf, welcher Unterklasse kontextabhängiger Ausdrücke ‚wissen‘ zugeordnet wird, aber auch unabhängig von den linguistischen Details verdeutlicht die grundlegende semantische These des Kontextualismus wie der Bedeutungswandel von Wissenszuschreibungen vonstattengehen könnte. Ihr explanatorischer Wert wird allerdings deutlich größer, wenn sie mit einer Reihe von erkenntnistheoretischen Aspekten in Zusammenhang gesetzt wird.

3. Erkenntnistheoretische Aspekte

Die semantische These des EK erklärt zwar, warum Äußerungen derselben Wissenszuschreibung in unterschiedlichen Kontexten unterschiedliche Propositionen ausdrücken können, sie lässt aber keine Rückschlüsse darauf zu, was genau unter den Begriffen ‚epistemische Situation‘ oder ‚epistemische Standards‘ zu verstehen ist oder wie genau sich diese epistemischen Standards verändern. In gewisser Hinsicht ist dies ein Vorteil, da sich die semantische These dadurch mit einer Reihe von erkenntnistheoretischen Positionen kombinieren lässt. Üblicherweise greifen Kontextualisten auf bereits etablierte invariantistische Theorien zurück und modifizieren diese dahingehend, dass sie mit der semantischen These vereinbar sind. Dies zeigt, dass die Debatte zwischen Kontextualisten und Invariantisten unabhängig von Debatten über konkrete erkenntnistheoretische Positionen ist. Das bedeutet aber nicht zwangsläufig, dass die semantische These allein bereits eine vollständige oder gar zufriedenstellende kontextualistische Position ist. Wenn die epistemischen Schlüsselbegriffe unerklärt bleiben, ist die semantische These hohl. Dementsprechend versuchen alle Vertreter des Kontextualismus ihre Theorie in eine allgemeinere erkenntnistheoretische Position einzubetten.

Am häufigsten greifen Kontextualisten hierbei auf Fred Dretskes (1970) ‚Relevante Alternativen‘-Ansatz (RA-Ansatz) zurück. Die grundlegende Idee ist hier, dass sofern S nicht alle *relevanten* nicht-p-Alternativen ausschließen kann, S auch nicht weiß, dass p.

Wie diese Idee im Detail zu formulieren ist, ist in der Literatur umstritten, hier aber nicht entscheidend. Wichtiger für unsere Zwecke ist, was man sich unter Relevanz vorzustellen hat. Dretske charakterisiert relevante Alternativen kontrafaktisch: „A relevant alternative is an alternative that might have been realized in the existing circumstances if the actual state of affairs had not materialized“ (Dretske 1970: 1021). Das ist, wie Dretske selbst zugesteht, nicht sonderlich präzise. Er bietet folgendes Beispiel an, um das Phänomen zumindest intuitiv zu verdeutlichen: Wenn Brenda Nachtisch bestellt *hätte*, dann *hätte* sie damit *nicht* den Kellner beworfen oder den Nachtisch in ihre Schuhe gestopft. Diese Alternativen genügen, Dretske zufolge, nicht der obigen Charakterisierung – sie sind daher nicht relevant. Wir wollen es hier bei dieser intuitiven Charakterisierung belassen.

Wenn nun nicht alle nicht-p-Alternativen in diesem Sinne relevant sind, muss ein Wissenssubjekt nicht zwangsläufig in der Lage sein, sämtliche nicht-p-Alternativen auszuschließen. Dadurch ergibt sich die Möglichkeit, alltägliches Wissen gegenüber radikal-skeptischen Alternativen zu schützen. So könnte etwa ein epistemisches Subjekt S, das im Zoo vor dem Zebragehege steht und mehrere Zebras sieht, durchaus Wissen, dass die Tiere im Gehege Zebras sind. Dieses Wissen wird, Dretske zufolge, auch dadurch nicht gefährdet, dass S nicht weiß, dass die Tiere keine angemalten Maulesel sind, obwohl Wissen, dass die Tiere Zebras sind, impliziert, dass die Tiere keine angemalten Maulesel sind (vgl. Dretske 1970, 1016). Natürlich ist das Zebra-Beispiel nur eine weitere Instanz des Zuschreibungstrilemmas und der RA-Ansatz folgt offensichtlich der abgeschlossenheitskritischen Reaktion.

Es ist wichtig festzuhalten, dass Dretskes Ansatz durchaus Raum für kontextuelle Variationen lässt. Befindet sich S etwa in einem Zoo, dessen Besitzer bereits häufiger durch unorthodoxe Praktiken aufgefallen ist und der dafür bekannt ist, Tiere zu bemalen, wäre die Möglichkeit, dass die Tiere im Zebragehege angemalte Maulesel sind, relevant. S wüsste dann, unter ansonsten gleichbleibenden Umständen, *nicht*, dass die Tiere im Gehege Zebras sind. Entscheidend ist hier aber, dass es in beiden Fällen der Kontext des *Subjekts* ist, der über die Relevanz von Irrtumsmöglichkeiten entscheidet. Der RA-Ansatz ist daher kein kontextualistischer Ansatz.

Im Rahmen einer kontextualistischen RA-Variante muss postuliert werden, dass die Frage, ob eine Alternative relevant ist oder nicht, zumindest teilweise auch von der Perspektive des

Zuschreibers abhängt. Nur dann wäre die zentrale Bedingung der semantischen These erfüllt, der zufolge der semantische Gehalt des Ausdrucks ‚wissen‘ von den epistemischen Standards des *Äußerungskontexts* abhängt. Dies würde erst die kontextualistische Reaktion auf das Zuschreibungstrilemma erlauben. Man könnte dann davon sprechen, dass S weiß_N, dass die Tiere im Gehege Zebras sind, und dass S nicht weiß_H, dass die Tiere keine angemalten Maulesel sind, ohne dadurch das Abgeschlossenheitsprinzip zu verletzen. Kontextualisten haben den Einfluss des Zuschreibungskontexts auf das Kriterium der Relevanz unterschiedlich implementiert. Ich greife im Folgenden nur einige Möglichkeiten heraus. David Lewis' ‚Rule of Attention‘ zufolge sind alle nicht-p-Alternativen, denen im Zuschreibungskontext Aufmerksamkeit geschenkt wird, zwangsläufig relevant (beziehungsweise können sie nicht auf zulässige Weise ignoriert (‚properly ignored‘) werden). Erwägt der Zschreiber also die Alternative, dass die Tiere im Gehege angemalte Zebras sein könnten, ist diese Alternative relevant. Das epistemische Subjekt, das diese Alternative nicht ausschließen kann, ‚weiß‘ nicht, dass die Tiere Zebras sind. Wird dieser Möglichkeit hingegen keine Aufmerksamkeit geschenkt und ist eine Reihe weiterer Bedingungen erfüllt (siehe hierzu Lewis 1996), dann kann davon gesprochen werden, dass das Subjekt ‚weiß‘. ‚Wissen‘ ist hier nicht zufällig in Anführungszeichen gesetzt: dem Subjekt kommt, Kontextualisten zufolge, kein Wissen per se (falls es so etwas überhaupt gibt) zu, sondern ‚wissen‘ gemäß der im Zuschreibungskontext geltenden epistemischen Standards.

Michael Blome-Tillmann modifiziert Lewis' Ansatz dahingehend, dass er die ‚Rule of Attention‘ durch seine ‚Rule of Presupposition‘ ersetzt (Blome-Tillmann 2014). Diese besagt, dass eine Alternative relevant ist, wenn sie kompatibel mit den pragmatischen Präsuppositionen des Zuschreibungskontexts ist. Durch diese Modifikation soll eine wichtige Konsequenz der Lewis'schen Theorie vermieden werden, nämlich dass die bloße Erwähnung einer Alternative diese Alternative relevant macht. Stattdessen hat, Blome-Tillmann zufolge, die Erwähnung einer bestimmten Irrtumsmöglichkeit nur dann Einfluss auf die Menge der relevanten Präsuppositionen, wenn sich durch sie die pragmatischen Präsuppositionen des Zuschreibungskontexts verändern. Ansonsten bleiben die epistemischen Standards unverändert.

Cohen (1988) formuliert seine Variante des Kontextualismus ebenfalls in Anknüpfung an die RA-Theorie. Cohens Relevanzkriterium ist jedoch wahrscheinlichkeitstheoretisch gefasst. Die Wahrscheinlichkeit, die eine bestimmte Alternative vor dem Hintergrund von S's Evidenzen hat, ist entscheidend dafür, ob diese Alternative relevant ist oder nicht. Der

Wahrscheinlichkeitsgrenzwert für Alternativen wird durch den Zuschreibungskontext bestimmt. Alle Alternativen, deren Wahrscheinlichkeit diesen Grenzwert übersteigt, sind relevant. Prinzipiell gilt: je niedriger der Grenzwert, desto weniger wahrscheinlich müssen Alternativen sein, um relevant zu sein. Ähnlich wie Lewis geht Cohen davon aus, dass die Erwähnung von Irrtumsmöglichkeiten hinreichend ist, um die epistemischen Standards eines Kontexts zu verändern. Wenn eine weniger wahrscheinliche Möglichkeit ‚salient‘ wird, senkt sich der Wahrscheinlichkeitsgrenzwert für Relevanz entsprechend und somit steigen die Anforderungen, die an die Rechtfertigung des epistemischen Subjekts gestellt werden. Letztlich beruht die Kontextabhängigkeit von ‚wissen‘ für Cohen also auf der Kontextabhängigkeit des Begriffs der Rechtfertigung.

DeRoses (1995, 2018) Kontextualismus zeichnet sich durch seinen Rückgriff auf einen anderen erkenntnistheoretischen Ansatz aus: Robert Nozicks (1981) ‚Truth tracking‘-Theorie. Die Stärke der epistemischen Position eines Subjekts bemisst sich hier danach, wie weit eine Überzeugung die Wahrheit von p im modalen Raum ‚verfolgt‘. Stimmt S’s Überzeugung, dass p nur in der aktuellen Welt gewissermaßen zufällig mit den Fakten überein oder ‚folgt‘ sie den Fakten auch in weiter entfernten möglichen Welten? DeRose schlägt vor, sich diese Auffassung epistemischer Positionen anhand von auf der aktuellen Welt zentrierten Sphären möglicher Welten vorzustellen. Je größer die Sphäre möglicher Welten ist, in denen S’s Überzeugung, dass p, mit den Fakten übereinstimmt, desto stärker ist S’s epistemische Situation (vgl. DeRose 1995: 34). Die spezifisch kontextualistische Note in DeRoses Theorie kommt bei der Festlegung der relevanten Sphäre zum Tragen: Der Kontext bestimmt die Ausdehnung der Sphäre und somit wie stark S’s epistemische Situation sein muss, um als ‚wissen‘ zu gelten. Der entscheidende Mechanismus folgt der Sensitivitätsregel: Wenn behauptet wird, dass S weiß (oder nicht weiß), dass p, dann erweitere, falls notwendig, die Sphäre der epistemisch relevanten Welten so, dass sie mindestens die nächste mögliche Welt enthält, in der p falsch ist. Glaubt S in diesen Welten, dass p, ist ihre Meinung nicht sensitiv und sie ‚weiß‘ nicht, dass p. Folgt S’s Überzeugung hingegen den Tatsachen, glaubt S also in dieser Welt nicht, dass p, dann ist ihre epistemische Situation stark genug, um in diesem Kontext als ‚wissen‘ bezeichnet zu werden.

Es zeigt sich, dass erst die Unterfütterung der semantischen These mit einer erkenntnistheoretischen Position den EK zu einer substantiellen Theorie macht. Aufgrund der Tatsache, dass epistemische Standards als derjenige Faktor des Äußerungskontexts gehandelt werden, der den Content und somit unmittelbar auch den Wahrheitswert einer Wissenszuschreibung maßgeblich beeinflusst, sollte eine aussagekräftige kontextualistische

Theorie nicht nur erklären können, was epistemische Standards sind, sondern auch wie sie sich verändern können.

4. Anwendungen

Die Hauptmotivation des EK entspringt aus der Möglichkeit, scheinbar inkonsistente, aber für sich genommen plausible Wissenszuschreibungen miteinander in Einklang zu bringen. Die möglichen Anwendungen des EK sind allerdings vielfältig und sein philosophisches Potential ist entsprechend groß.

Der prominenteste Anwendungsbereich für die These von der Kontextabhängigkeit von ‚wissen‘ ist das Problem des Skeptizismus. Die kontextualistische Analyse des Skeptizismus ergibt sich unmittelbar aus der kontextualistischen Reaktion auf das Zuschreibungstrilemma. Streng genommen ist das skeptische Problem aus kontextualistischer Sicht ein Sonderfall des Trilemmas, das man durch die Einsetzung einer beliebigen radikal-skeptischen Hypothese für die Variable SH erhält. So könnte SH für die Hypothese stehen, dass S ein (handloses) Gehirn in einer Nährflüssigkeit ist, das von einem geschickten Wissenschaftler so stimuliert wird, dass es glaubt, Hände zu haben. AH könnte dann der Hypothese entsprechen, dass S Hände hat. Die kontextualistische Analyse erfolgt analog zu den in Abschnitt 1 beschriebenen Fällen.

Ein Vorteil, den Kontextualisten für ihre Antwort beanspruchen, besteht darin, dass sie einerseits der Mooreanischen Intuition gerecht wird, der zufolge wir eine ganze Reihe von Dingen ‚wissen‘, dass sie aber andererseits auch die Überzeugungskraft der skeptischen Überlegungen angemessen abbildet. Der anti-skeptische Aspekt des Kontextualismus liegt in der These, dass skeptische Zweifel die Wahrheit unserer alltäglichen Wissenszuschreibungen nicht gefährden müssen. Der skeptische Aspekt des Kontextualismus liegt darin, dass in Kontexten mit besonders strengen epistemischen Standards Aussagen, in denen ‚wissen‘ von skeptische Hypothesen und ‚wissen‘ von gewöhnlichen Propositionen über die Außenwelt bestritten wird, wahr sein können.

Eine weitere Anwendungsmöglichkeit für ihre Theorie sehen viele kontextualistische Autoren in der sogenannten Lotterieparadoxie (Cohen 1988, DeRose 1995, Lewis 1996). Diese stellt sich, der Formulierung John Hawthornes (2004) folgend, dar wie folgt: Angenommen, eine Person S mit bescheidenem Einkommen behauptet, dass sie weiß, dass sie nicht genug Geld hat, um auf eine Safari in Afrika zu gehen. Üblicherweise behandeln wir derartige Behauptungen als wahr, selbst wenn die entfernte Möglichkeit besteht, dass S plötzlich zu viel Geld kommt. Uns ist bewusst, dass Personen manchmal an der Lotterie teilnehmen und

dass sie, sehr selten, gewinnen oder dass es vorkommt, dass Menschen unerwartet viel Geld vererbt wird. All dies scheint nichts daran zu ändern, dass wir S's Äußerung für wahr halten. Wenn S hingegen behauptet, dass sie weiß, dass sie nicht die Lotterie gewinnt, sind wir offenbar weit weniger geneigt, diese Behauptung als wahr zu behandeln. Wir gehen nicht davon aus, dass Menschen vor der Ziehung der Lotterie wissen, ob sie gewinnen oder verlieren. Diese Einschätzungen sind jedoch problematisch, da die Proposition, dass S nicht genug Geld hat, um an einer Safari teilzunehmen, die Proposition, dass S nicht in der Lotterie gewinnt, impliziert. Wenn S also Ersteres weiß, sollte sie dann nicht auch Letzteres wissen? Man sieht schnell, dass sich auch diese Paradoxie als eine Instanz des allgemeinen Zuschreibungstrilemmas (4) bis (6) darstellen lässt, wenn AH als die Hypothese, dass S nicht genug Geld hat, um an einer Safari teilzunehmen, verstanden wird und SH als die Hypothese, dass S die Lotterie gewinnt.

Ebenso schnell sieht man nun, wie die generelle kontextualistische Reaktion auf dieses Trilemma aussieht – auch wenn sich die Details der spezifischen Lösungen wiederum unterscheiden (vgl. Cohen 1988, 106; DeRose 1995,24; Lewis 1996, 565). Der Kontext, in dem wir die Äußerung ‚S weiß, dass S nicht genug Geld hat, um an einer Safari teilzunehmen‘ für wahr halten, ist ein Kontext, in dem die Möglichkeiten eines Lotteriegewinns nicht salient sind oder auf eine andere Weise relevant gemacht werden. Durch die Erwähnung der Möglichkeit des Lotteriegewinns verändern sich die epistemischen Standards des Kontexts und somit auch die durch den Satz ‚S weiß, dass S nicht die Lotterie gewinnt‘ ausgedrückte ‚Wissens‘relation. Was zunächst wie eine Paradoxie aussah, lässt sich durch die Postulierung einer Kontextveränderung auflösen.

Auch wenn sich Kontextualisten einig sind, dass der EK plausible Analysen des Zuschreibungstrilemmas, des Problems des Skeptizismus und der Lotterieparadoxie anbieten kann, besteht Uneinigkeit in Hinblick auf weitere erkenntnistheoretische Probleme. Während Lewis (1996, 557) etwa überzeugt ist, dass sein Ansatz auch auf die Gettierfälle anwendbar ist, sind viele Kontextualisten in dieser Hinsicht anderer Meinung. Das verdeutlicht, dass sich in allen kontextualistischen Positionen einige zentrale Charakteristika finden, es sich aber um unterschiedliche Theorien handelt.

5. Einwände

Der EK ist eine vielversprechende, aber höchst umstrittene Theorie. Im Folgenden soll ein Überblick über die wichtigsten Einwände gegeben werden. Sie lassen sich in

sprachphilosophische und systematische Bedenken unterteilen. Beide Typen von Einwänden entzündeten sich in erster Linie an der semantischen These.

Ein großer Teil der kritischen Literatur zum EK konzentriert sich auf die These, dass ‚wissen‘ ein kontextabhängiger Ausdruck sei. Die Kritik stützt sich hierbei vor allem auf sprachliche Daten intuitiver und empirischer Art, denen zufolge sich ‚wissen‘ signifikant anders verhält als andere Ausdrücke, die gemeinhin als kontextabhängig klassifiziert werden. Insbesondere verhält sich ‚wissen‘ offenbar anders als diejenigen kontextabhängigen Ausdrücke, die von Kontextualisten selbst zu Illustrationszwecken herangezogen wurden, wie etwa Indexikalia, Demonstrativa, Quantoren oder graduierbare Adjektive. Unter anderem scheinen sprachliche Intuitionen dafür zu sprechen, dass ‚wissen‘ im Gegensatz zu anderen kontextabhängigen Ausdrücken beispielsweise nicht innerhalb eines Satzes seinen Content verändert, oder sich unter Einbettungskonstruktionen wie ‚S₁ glaubt, dass S₂ weiß, dass p‘ anders verhält als typische kontextabhängige Ausdrücke (vgl. etwa Stanley 2005).

Wichtige weitere Kritikpunkte zielen auf invariantistische Intuitionen ab, die kompetente Sprecher in Hinblick auf ‚wissen‘ zu haben scheinen. Angenommen, S’s epistemische Situation in Hinblick auf p ist so gut, dass die Wissenszuschreibung ‚S weiß, dass p‘ durch einen Zuschreiber Z₁ in einem Kontext mit niedrigen Standards wahr ist. Nehmen wir weiter an, dass eine Zuschreiberin Z₂ in einem Kontext mit hohen Standards von dieser Zuschreibung erfährt und dieser widerspricht: ‚Was Z₁ sagt, ist falsch. S weiß nicht, dass p.‘ Z₂ scheint Z₁ zu widersprechen. Kontextualisten zufolge besteht aber zwischen den beiden Äußerungen überhaupt kein Widerspruch. Z₁’s Wissenszuschreibung ist ebenso wahr wie Z₂’s Weigerung ‚wissen‘ zuzuschreiben. Also muss offenbar Z₂’s Äußerung von ‚Was Z₁ sagt, ist falsch‘ falsch sein. Dies ist, Kritikern zufolge, jedoch kontraintuitiv. Der EK ist offenbar nicht in der Lage, diese Widerspruchsintuition einzufangen.

Verwandt damit ist der Einwand, dass es vollkommen nachvollziehbar scheint, wenn S nach einer Erhöhung der Standards eine frühere Selbstzuschreibung von ‚wissen‘ zurückzieht und behauptet, dass sie doch nicht ‚wusste‘, dass p. Warum aber sollte S, angenommen sie ‚wusste‘ zu dem früheren Zeitpunkt gemäß niedriger Standards tatsächlich, dass p, diese Tatsache nun bezweifeln? Schließlich bezweifelt eine Sprecherin auch nicht, dass ihre Äußerung ‚Ich bin jetzt hungrig‘ zu einem früheren Zeitpunkt wahr war, auch wenn sie jetzt nicht mehr hungrig ist. Diese Kritikpunkte laufen auf die Frage hinaus, warum kompetenten Sprechern die vermeintliche Kontextabhängigkeit von ‚wissen‘ nicht bewusst ist, obwohl sie bei anderen Ausdrücken keine Probleme haben, deren Kontextabhängigkeit zu erkennen. Kontextualisten sind auf eine sogenannte Fehlertheorie angewiesen, die zugesteht, dass

kompetente Sprecher sich nicht im Klaren über die Kontextabhängigkeit von ‚wissen‘ sind (vgl. DeRose 2009, Hawthorne 2004, Stanley 2005, Stei 2014).

Methodisch anders gelagert sind die inzwischen recht umfangreichen experimentellen Untersuchungen zu der Frage wie tatsächliche Sprecher auf die kontextualistischen Fallbeispiele und verwandte sprachliche Tests reagieren und ob diese Reaktionen die kontextualistischen Thesen stützen. Trotz zahlreicher Studien wurde hier bisher kein Konsens erreicht (vgl. Knobe & Nichols 2017).

Doch auch von den sprachphilosophischen Bedenken abgesehen stellen sich dem EK ernstzunehmende Probleme. Selbst Philosophen, die willens sind Kontextualisten zuzugestehen, dass Wissenszuschreibungen im relevanten Sinne kontextabhängig sind, bezweifeln die Effektivität des EK im Umgang mit dem Skeptizismus (vgl. etwa Sosa 2000). Ihnen zufolge ist unklar, inwiefern eine metasprachliche These über den Gebrauch des Ausdrucks ‚wissen‘ überhaupt etwas über die Natur von Wissen aussagt. Es bedarf zumindest weiterer Argumentation, dass aus der Wahrheit des Satzes ‚Smith weiß, dass das Flugzeug in Chicago zwischenlandet‘ in einem Kontext mit niedrigen Standards etwas darüber folgt, ob Smith tatsächlich weiß, dass das Flugzeug in Chicago zwischenlandet.

Wie Kontextualisten mitunter betonen, sind sie nicht darauf verpflichtet, zu behaupten, dass in einem beliebigen konkreten Fall Wissen vorliegt, gemäß welcher Standards auch immer (vgl. etwa Cohen 1999, Dinges 2014, Freitag 2011). Falls sich derartiges aber nicht aus dem EK ergibt, bleibt offen, ob er eine Antwort auf die skeptische Herausforderung gibt, geschweige denn, inwiefern er tatsächlich der Mooreanischen Intuition gerecht wird, dass wir zahlreiche kontingente Propositionen über die Außenwelt wissen. Da Analoges für die skeptische Perspektive gilt, ist außerdem unklar, ob der EK tatsächlich skeptischen Intuitionen gerecht wird. Einige der vermeintlichen Vorteile der kontextualistischen Antwort auf das skeptische Problem in Form des Zuschreibungstrilemmas wären damit vom Tisch. Kontextualisten könnten dann lediglich behaupten, einen Mechanismus formuliert zu haben, der es erlaubt, bestimmte vermeintlich widersprüchliche Sätze miteinander zu versöhnen. Was in Hinblick auf alltagssprachliche Wissenszuschreibungen ausreichen mag, ist aber möglicherweise für das Problem des Skeptizismus nicht genug.

Ein interessanter weiterer Einwand zielt auf einen Punkt ab, den Lewis (1996, 566) zumindest in Grundzügen antizipiert: Ist die kontextualistische Theorie überhaupt konsistent formulierbar? Diese Frage wird unter den Schlagworten ‚Faktivitätsproblem‘ oder ‚Wissbarkeitsproblem‘ kontrovers diskutiert (vgl. Brendel 2005, Baumann 2008, Dinges 2014, Freitag 2011, Stei 2014). Das Problem wird üblicherweise in Form eines Reductio-

Arguments vorgebracht. Gehen wir davon aus, dass der EK erlaubt, folgende Analyse des Zuschreibungstrilemmas zu geben:

i. S weiß_N, dass p, aber S weiß_H nicht, dass p.

Da die kontextualistische Theorie in einem erkenntnistheoretischen Kontext formuliert wird, in dem skeptische Irrtumsmöglichkeiten relevant sind, wird in einem nächsten Schritt davon ausgegangen, dass i. in einem Kontext mit hohen Standards gewusst wird. Das heißt aber auch, dass S in diesem Kontext das erste Konjunkt der Konjunktion weiß, dass also:

ii. S weiß_H, dass ‚S weiß_N, dass p‘.

Weiterhin ist Wissen faktisch, das heißt, dass die Wahrheit von ‚S weiß, dass p‘ impliziert, dass p. Nehmen wir an, dass S, einer Erkenntnistheoretikerin, diese Faktizität von Wissen bekannt ist:

iii. S weiß_H, dass wenn ‚S weiß_N, dass p‘ wahr ist, dann p.

Aus ii. und iii. kann nun mithilfe des Abgeschlossenheitsprinzips darauf geschlossen werden, dass:

iv. S weiß_H, dass p.

Dies steht aber in Widerspruch zum zweiten Konjunkt von i. Da die Annahmen i. bis iii. unter Annahme plausibler Prinzipien zu einem Widerspruch führt, muss offenbar eine von ihnen aufgegeben werden.

Die naheliegende Reaktion ist Annahme ii. zu verwerfen und darauf zu bestehen, dass man in einem Kontext mit hohen Standards nicht wissen kann, dass man in einem Kontext mit niedrigen Standards weiß. Dies würde aber darauf hinauslaufen, dass eine zentrale These des Kontextualismus in einem Kontext mit hohen Standards nicht formuliert werden kann.

Eine andere Reaktion (Dinges 2014, Freitag 2011) knüpft an die Beobachtung an, die im Zusammenhang mit der kontextualistischen Antwort auf den Skeptiker gemacht wurde:

Kontextualisten sind nicht auf die Wahrheit von konkreten Wissenszuschreibungen verpflichtet. Sie wären demnach auch nicht gezwungen, i. zu akzeptieren. Dies würde aber

darauf hinauslaufen, dass Vertreter des EK nicht nur in Hinblick auf die skeptische Herausforderung, sondern in Hinblick auf jegliche konkrete Wissenszuschreibung zum Schweigen verdammt sind. Etwas stärker formuliert müssten sie (vorausgesetzt sie akzeptieren die übrigen Prämissen) vermutlich sogar die Wahrheit jeder konkreten Wissenszuschreibung in Form von i. bestreiten, um dem Argument zu entgehen.

6. Weiterentwicklungen und konkurrierende Analysen

Die Diskussion der hier skizzierten Einwände gegen den EK ist noch nicht abgeschlossen. Einige der genannten Punkte haben jedoch zur Formulierung alternativer Positionen geführt, die die Vorzüge des EK beibehalten und seine Probleme vermeiden sollen. Nonindexikalische Kontextualisten modifizieren die semantische These des EK dahingehend, dass ‚wissen‘ zwar in jedem Äußerungskontext denselben semantischen Gehalt ausdrückt, der Wahrheitswert von Wissenszuschreibungen aber dennoch von den epistemischen Standards des Äußerungskontexts abhängt. Dies wird durch eine Modifikation des formalsemantischen Apparats ermöglicht (vgl. Kompa 2002, MacFarlane 2014), die einerseits den Widerspruchsintuitionen gerecht werden soll und andererseits die Disanalogien zu anderen kontextabhängigen Ausdrücken erklärt. Relativistische Positionen (MacFarlane 2014), die davon ausgehen, dass nicht der Zuschreibungs-, sondern der Bewertungskontext die relevanten epistemischen Standards festlegt, sollen darüber hinaus in der Lage sein, die Intuitionen zur Rücknahme vorheriger Wissensaussagen zu erklären.

Subjekt-sensitive Invariantisten (Hawthorne 2004, Stanley 2005, Fantl und McGrath 2009) gehen davon aus, dass der semantische Gehalt von ‚wissen‘ invariant ist, dass aber die Frage, ob einem Subjekt Wissen zukommt, von den praktischen Interessen des Subjekts abhängt. Die relevanten epistemischen Standards sind somit die des Wissenssubjekts.

Pragmatische Invariantisten (Brown 2006, Rysiew 2001, Stei 2014) versuchen die durch kontextualistische Fallbeispiele ausgelösten Intuitionen mithilfe unterschiedlicher pragmatischer Prozesse zu erklären.

Jede der genannten Positionen hat mit eigenen Problemen zu kämpfen (siehe auch Stei 2014). Zurzeit deutet nichts darauf hin, dass schlagende Argumente für oder gegen eine oder mehrere der konkurrierenden Positionen entwickelt werden. Die Entscheidung für oder gegen eine Position wird wohl anhand von vergleichenden Erwägungen getroffen werden müssen.

Literatur

- Annis, David: A Contextualist Theory of Epistemic Justification. In: *American Philosophical Quarterly* 15/3 (1978), 213–219.
- Blome-Tillmann, Michael: *Knowledge & Presuppositions*. Oxford 2014.
- Brendel, Elke: Why Contextualists Cannot Know They Are Right. Self-refuting Implications of Contextualism. *Acta Analytica* 20 (2005), 38–55.
- Baumann, Peter: Contextualism and the Factivity Problem. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 76/3 (2008), 580–602.
- Cohen, Stewart: How to be a Fallibilist. In: *Philosophical Perspectives* 2 (1988), 91–123.
- Cohen, Stewart: Contextualism, Skepticism, and the Structure of Reason. In: *Noûs* 33 (1999), 57–89.
- DeRose, Keith: Contextualism and Knowledge Attribution. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 52/4 (1992), 913–929.
- DeRose, Keith: Solving the Skeptical Problem. In: *The Philosophical Review* 104/1 (1995), 1–52.
- DeRose, Keith: *The Case for Contextualism. Knowledge, Skepticism, and Context, Band 1*. Oxford 2009.
- DeRose, Keith: *The Appearance of Ignorance. Knowledge, Skepticism, and Context, Band 2*. Oxford 2018.
- Dinges, Alexander: Epistemic Contextualism Can Be Stated Properly. In: *Synthese* 191 (2014), 3541–3556.
- Dretske, Fred: Epistemic Operators. In: *The Journal of Philosophy* 67/24 (1970), 1007–1023.
- Fantl, Jeremy und McGrath, Matthew: *Knowledge in an Uncertain World*. Oxford 2009.
- Freitag, Wolfgang: Epistemic Contextualism and the Knowability Problem. In: *Acta Analytica* 26 (2011), 273–284.
- Hawthorne, John: *Knowledge and Lotteries*. Oxford 2004.
- Kaplan, David: Demonstratives. An Essay on the Semantics, Logic, Metaphysics, and Epistemology of Demonstratives and other Indexicals. In: Almog, Joseph/Perry, John/Wettstein, Howard (Hg.): *Themes From Kaplan*, Oxford 1989, 481–563.
- Knobe, Joshua and Nichols, Shaun: Experimental Philosophy. In: *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* 2017, <https://plato.stanford.edu/archives/win2017/entries/experimental-philosophy/>
- Kompa, Nikola: The Context Sensitivity of Knowledge Ascriptions. In: *Grazer Philosophische Studien* 64 (2002), 1–18.
- Lewis, David: Scorekeeping in a Language Game. In: *Journal of Philosophical Logic* 8/3 (1979), 339–359.
- Lewis, David: Elusive Knowledge. In: *Australasian Journal of Philosophy* 74/4 (1996), 549–567.
- MacFarlane, John: *Assessment Sensitivity*. Oxford 2014.
- Nozick, Robert: *Philosophical Explanations*. Harvard 1981.
- Sosa, Ernest: Skepticism and Contextualism. In: *Philosophical Issues* 10 (2000), 1–18.

Stanley, Jason: Knowledge and Practical Interest. Oxford 2005.

Stei, Erik: Die Bedeutung von ‚wissen‘. Eine Untersuchung zur Kontextabhängigkeit von
Wissensaussagen. Mentis 2014.

Williams, Michael: Unnatural Doubts. Epistemological Realism and the Basis of Skepticism,
Cambridge, MA 1991.

Williamson, Timothy: Knowledge and its Limits. Oxford 2000.